

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Herbsttage in Tirol

Steub, Ludwig

München, 1867

XI. Das Etschland

XI.

Das Ostalind.

Diesen ethnographischen Betrachtungen wollen wir nun noch eine kleine Schilderung folgen lassen, welche jenen Lesern, die niemals über den Brenner gekommen, einen schwachen Leitfaden gewähren und ihre Phantasie unterstützen soll, wenn sie sich in das schöne Land hinein träumen wollen, wo einst die Niesen, die Zwerge und die Lindwürmer hausten, wo Herzog Adalger mit den Römern focht, wo König Nutharis seine Art warf, wo die Agilolfinger Masttage hielten, die deutschen Kaiser nach Italien zogen und die alten Gothenlieder klangen.

Wie sich auf dem Brenner die Wasser scheiden, so scheiden sich am Brixner Kläusel die Länder. Die Germanen — He Italien! und zwar hier gerade noch im letzten Auslauf — nämlich in der dreistündigen Eisackschlucht — die Germania, wie sie Tacitus gezeichnet: *informis terris, aspera coelo, tristis culta aspectuquo!* Dagegen aber auch das Brixner Italien schon voll südlischen Zaubers, wie die edelste Landschaft in den umbrischen oder tuscischen Gebirgen. Noch immer schaut der Germane, wie vor anderthalbtausend Jahren, wenn er auf dem mittäglichen Abhang der Alpen angelangt, sehnsüchtig in den hesperischen Garten und auf die Städte hinab,

deren Thürme dort im bläulichen Duft der Niederung schimmern, deren Glocken durch den leichten Morgennebel verklingend aufwärts hallen.

Am Brixer Kläufel thut sich auch der Weinstock auf und beginnt sogleich mit seinem schönen Blatte alle Halben zu vergittern. Bis hieher und nicht weiter spannt der zahme Kästenbaum sein breites Laubdach aus; hier beginnt der Wuchs des kostbaren Obstes, der schönen Aepfel und der süßen Pfirsiche, denen dann halb die Feigen, die Mandeln und selbst die Oliven folgen. S'ist gar nicht mehr weit bis zu dem Lande, wo einjt Hermann v. Gilm seine Sonette aus Wälschtiro! dichtet und auch die Verse:

Hier, wo der Wind Orangenblüthen sät,
 Wo der Cypresse unbekannter Kummer
 Gleich einem Schatten durch den Garten geht;
 Hier will ich singen wo die Myrte blüht,
 Und durch der Rose jungfräulichen Schläummer
 Der süße Traum der ersten Liebe zieht.

Die dunkeln Fichten dagegen sind uns plötzlich aus den Augen gekommen und an ihrer Stelle wächst die Halben hinauf ein buschiger Laub-, oder gar ein „colchischer Buschwald,“ wie ihn Fallmerayer mit seiner tirolischen Feder so schön zu schildern wußte. Die weißen Tuffen an den Bergen oben, die weißen Häuschen mit dem hellbraunen Holzgetäfel, mit den sanft abfallenden Dächern und den breiten Gallerien, die „mit Wäsche, Heiligenbildchen, Blumenbüpfen und Mädchenfächern geziert sind,“ die niedlichen Häuschen, welche die Dichter so reizend finden, die auf den grünen Bücheln, auf den steilen Wänden, auf walbigen Bergspitzen zerstreut umherliegen und selbst aus weiter Ferne dem Passagier im Postwagen eine un-

gewöhnliche Regung einflößen, weil er immer glaubt, dort droben, wo die kleinen Fenster in der Sonne spiegeln, dort könnte vielleicht jene Zufriedenheit, jenes Glück zu finden sein, dem er seiner Lebtag nachgegangen — ja, diese Häuschen, sie sind nun auch nicht mehr zu sehen und es kommt dafür der romanische Bauernhof hervor, der sich ganz anders darstellt. Italien hat wohl Cathedralen, Paläste, Schlösser und Villen, aber den Bauernhof hat es nie cultivirt. Wer da der reichverschmückten Häuser im Innthal, der stolzen im Wiesbacher Gericht mit den weit hin schimmernden Fensterreihen, wer der heimlichen des Bregenzer Waldes in ihrem Schuppenpanzer, der zierlichen in der deutschen Schweiz oder im Schwarzwald gedenkt, den bauern die guten und ziemlich reinlichen Bajuwaren, die da gleich bei der ersten Besitznahme in so schmutzigem wälischem Gemäuer unterkriechen und mit Hilfe des milden Klima's in dieser Beziehung so ganz entarten mußten. Wer mit uns im Baumgartner Hause zu Tschötsch, an der Geburtsstätte des Fragmentisten, gestanden, der kennt auch alle übrigen Innenseiten, denn die Wohnungen der wohlhabendern Landleute unterscheiden sich wenigstens nicht durch Reinlichkeit von denen der Tagelöhner. Es ist als ob sie alle zusammen seit vielen Jahrhunderten dem Untergang der Welt entgegen sähen und daher für das Irdische, das doch demnächst zusammenbrechen müsse, keinen unnützen Pfennig mehr ausgeben wollten. Man trifft auf Fensterscheiben, welche schon seit Maria Theresia's Zeiten zerbrochen sind, auf Hausflecke, in denen keine Platte mehr ganz, auf steinerne Treppen, die fast nur noch aus Geröll bestehen, wie wenn ein Gletscher darüber herabgegangen. Von einem Rehrbesen ist überall keine Spur zu finden.

Wie aber das Innere, so auch das Außere. Der romanische Bauernhof ist auf und ab von Bruchsteinen erbaut, wetterbraun oder aschgrau, mit einem schadhaften Dach gedeckt, fast fenster- und ganz poestelos. Ihm zur Seite steht seine bescheidene Gefellin, die gleichfarbige Scheune mit großen, langen, schwarzen Augen, vielmehr Luftlöchern, an der Giebelseite, welche gewöhnlich mit dunkel geregneten Brettern geschlossen sind. Doch darf man nicht annehmen, daß die Leute ebenso schadhast und verlottert seien, wie ihr Gehäuse, vielmehr — zumal am Sonntagsmorgen — kommen aus diesen Trümmern ganz schöne erwachsene Kinder heraus und wohlgenährte Weiber und ansehnliche Männer, so daß der fremde Ethnograph voll Erstaunen dasteht, wie diese Höhlenbewohner sich so vortheilhaft herauszuputzen wissen.

Wenn einer ferner nicht als Nationalökonome reist, der in frischen, saubern Wohnungen Wohlstand und Bürgerglück wittert, sondern als bilbersüchtiger Landschaftsmaler, der die Häuser lieber zusammenfallend steht, weil sie sonst kein Bild geben, so kommt er da vor Entzücken oft nicht mehr zu sich. Namentlich weiter unten in den Schlünden des Runterswegs, wo das Grün so hell und die Porphyrfelsen so roth und der schäumende Gisack so weiß, wo alle Farben so grell sind, da stellt so ein vom Alter gebrochenes, von Weinlaub und Ephen halbverkleidetes Bauernhaus mit seinen fahlen Wänden und seinem bresthaften, farblosen Dach sich fast wie eine angenehme Mittelstinte dar, welche die Gegensätze versöhnt und es paßt oft alles so gut zusammen, daß man meint, es müßte so sein.

Uebrigens haben hier nicht immer nur Bauern gehaust, sondern auch Ritter, sehr viele Ritter, und was Burgen,

Schlösser und interessantes Trümmerwerk anbetrifft, so hat die gütige Vorzeit nicht leicht eine Gegend freigebiger aus gestattet, als diese. Sie ist das Eldorado für alle Romantiker und man könnte es fast befremdlich finden, daß nicht auf jedem Wartthurm eine vornehme Novellistin mit grünen Augengläsern sitzt, um da bei Plenten und Türkenknödeln den Herzog Adalger oder den Kaiser Ortnit zu einem historischen Roman in sieben Bänden zu ver arbeiten. Da trifft sich's mitunter, daß der einsame Stei ger, aus dem Laubwald tretend, auf unzugänglicher Por phyrnadel riesenhafte Trümmer über sich sieht, die kein Mensch mehr nennen kann, denn dieses Troja ist schon erstürmt und ausgebrannt worden, ehe die tirolische Elio noch schreiben gelernt hatte. Gegen andere zeigte sie sich freundlicher und stellte die Stammtafeln der Insassen sorg fältig zusammen, von den Kreuzzügen an und fort durch die Jahrhunderte, zeichnete Landeshauptleute, Burggrafen, Mar schälle, Schenken, Truchsesse, Ehrenmänner jeder Art in Fülle auf, aber die edeln Geschlechter sind auch gestorben und verborben und nur die braunen Mauern sind ge blieben mit den einbrechenden Erfern, Zinnen, Thorbögen und Wappenschildern, welche der üppige Ephen umrankt, welche die Eulen und Fledermäuse abendlich umschwirren.

In den grausen Hallen wohnt noch hie und da ein Pächter oder Tagelöhner mit seinem prunklosen Hauswesen, das in Unflath ein ärmliches Mahl einnimmt, wo ehemals bei Lautenschlag und Gothenliedern jene berühmten Ritter und Edel Frauen getafelt, welche jetzt der fleißige Vater Justinian Laburner gar mühsam wieder aus den Urkunden herausscalpirt — ein Pächter oder Tagelöhner, wenig stolz auf seinen Burgstall mit dem uralten Namen, eher fürchtend,

daß einmal der Sturmwind in der Nacht die Erker, Zinnen, Thorbögen und Wappenschilder zusammenreißt und ihn mit seinen lieben Häuptern allen im Schutt begrabe. Zuweilen hat man schon eine alte Handschrift, wie das Lied der Nibelungen, aus dem Gemäuer herausgezogen und es liegen vielleicht noch manche unbekannte Heldensagen im Staube der unbetretenen Speicher. Gar oft auch finden sich Wandmalereien aus den Ritterzeiten, freilich nicht überall so gut erhalten, wie die zu Kungelstein. Ueberhaupt was an alten Bildern, Schnitzwerken, Schriften, vergessenen Kleinodien vor nicht so langer Zeit noch dagewesen, das wissen nur die wenigen Glücklichen, die es in Verschwiegenheit davongetragen. Die alten Urkunden, die Handvesten vergangener Herrlichkeit, hat man meist, wie anderswo auch, den Tabakströmern zu schönem Gebrauch anheim gegeben. Es ist allerdings wahr, daß einige dieser vorzeitlichen Burgstädte selbst jetzt noch von Herrenleuten bewohnt sind, aber auch diese scheinen keinen Sinn für das Vergängliche in der Zeit zu haben und ruhig zuzusehen, wie das Dach eintrickt und der Abendwind durch die zerbrochenen Fenster streicht, ja es zeigt sich alles so gestellt, als wenn sie übermorgen aus dem zerfallenden Ahnenstiz ziehen wollten, um dem Vaterland eine Ruine mehr zu schenken und nichts zurückzulassen, als eine weiße Frau, die in den öden Sälen nächtlich geistert.

Den lernbegierigen Wanderer wird es auch nicht gereuen, wenn er ein Auge auf die Gotteshäuser richtet, die Kirchen und Capellen so mannichfacher Art, die allenthalben ihre Spitzen gen Himmel strecken, im Thal, auf dem Berg, in der Wiese und im Wald, in der Mitte der Dörfer oder wo drei Höfe einsam stehen, ja vielfältig ganz ab-

geschieden von menschlichem Verkehr auf den steilsten Felsen und in der Wildniß des Hochgebirgs, wo einst die ersten Christen zusammenkamen, um heimlich ihre Andacht zu verrichten. Auch in diesem Fache besteht ein wesentlicher Unterschied, denn die Kirchen in den äußern Thälern gegen Deutschland zu sind zum großen Theil jung und jugendlich aufgepußt, flatterhaft, fast herausfordernd, außer dem weißen Feierkleide mit allerlei Schönpflästerchen und Malereien geziert, mit Bassgeigenfenstern, mit kropfigen Thürmchen voll Ueberbeinen und Schnecken, die in ein grasgrünes oder brennrothes Spitzdach ausgehen, wogegen die Gotteshäuser in Deutschitalien aus großen ungetünchten Quadern erbaut sind, die vielleicht noch von den rätischen Burgen stammen, welche einst Drusus niederbrach. Jedenfalls kommen sie meist aus unerforschlicher Vorzeit und sind daher einfach und ernst, alterstgrau und melancholisch. Ein gothischer Altar oder anderes seltsames Schnitzwerk und uraltes kunstreiches Kirchengeräthe belohnt den Wanderer oft für den mühseligen Steig, oder ein ritterlicher Grabstein, den er da nicht erwartet, ein verbliebenes Frescobild, das ihm niemand deuten kann, oder irgend sonst ein blasser Schatten alttirolischer Kunst. Manchmal überraschen ihn gar noch räthselhafte Sculpturen, wie auf der Zenoburg bei Meran oder an der Schloßcapelle zu Tirol, welche seltsamer Weise aus derselben Hand zu sein scheinen, wie die Steinbilder an der Johanniskirche zu Schwäbisch-Gmünd. Selbst die Bildstöcklein am Wege mit ihren vier romanischen Nischen, unter deren Staube die Heiligen schlummern, weisen auf eine Kunstübung, die längst nicht mehr besteht. Mit einem Wort, während diesseits der Brirner Klause alles, was der Mensch als Denkmal aufgestellt, so ziemlich neu und

frisch, oft geschmacklos heiter, aber immer verständlich erscheint, schaut uns dort am Marsus oder am Athesis alles so vergangen und längst verstorben, so mittelalterlich mystisch und symbolisch an, wie wenn es ungleich mehr zu bedeuten hätte, als die tirolischen Geschichts- und Landbeschreiber bis jetzt herausgebracht.

Dieses — aber freilich noch Weg und Steg und Wies' und Wald, schäumende Wässer und blaue Lüfte und die herrliche Berglandschaft dazu gerechnet — ist die Physiognomie der Gegenden an dem Eisack und der Etsch, von Brixen über Bozen und Meran bis gegen das alterthümliche Mals am Fuße des Ortles hinauf; nur sei, um allem Verdruß zu steuern, bemerkt, daß die wohlhabenden Städte, namentlich Bozen und Meran, durch neue und reinliche Häuser aus der allgemeinen Mystik des Verfalls ganz angenehm heraustreten. Wenn wir aber im Runterswege, der aller Reize voll, wenn wir bei Andrian „im Tann,“ den die Heldenlieder erwähnen, oder im Binsfgau allein dahinpilgern in der warmen Abendluft, welche die Phantasie aufregt und die verfallenden Selben und Herbergen, die verfallenen Burgen und die uralten Kirchen betrachten, die schon so viele Römerzüge gesehen und wenn wir dabei träumerisch der vergangenen Zeiten gedenken, da Wieland der Schmied noch lebte, da die Gothen noch in Gossensaß saßen, oder der spätern, da die Enkel Hunfrieds, des Markgrafen von Istrien und Nhatien, im dämmrigen Licht der Geschichte noch auf Schloß Tirol aus- und einritten, da Herr Walter von Meß und der von Rubein und Leutold von Seben noch in lieblichen Weisen ihre Minne sangen, so ist uns immer, als könnten um die nächste Felsenecke Herr Dietrich von Bern mit Hug- und Wolfdietrich von

Kostenopel, seinen Ahnen, Herr Hildebrand von Garten, Kaiser Ortnit von Lamparten mit seinem Schwert Rose, König Laurin, der Zwerg von Tirol, Herr Dietleib von Steier, Frau Sidrat, die Kaiserin, Fräulein Hilburg von Salonike, Sigeminne die schöne, Similde die wonnesame, mit einem unübersehbaren Gefolge von Zwergen, Niesen und Lindwürmern — oder vielmehr, da dem Deutschen die undeutschen Namen doch immer heimlicher klingen — als könnten um die nächste Felsenecke Herr Amadis von Gallien oder gar der von Griechenland, sowie die schöne Magelone und die wunderbare Melusine auf geschmückten Zelten hervorreiten, die lieblichen Frauen, und uns mit feinen winkenden Händchen zu einem Ritt in's romantische Land einladen. Ein gebildeter Weinreisender würde ihnen dann unter Beziehung auf die bekannten Jahrbücher freilich zurufen: Hebt euch weg, ihr nichtswürdigen Schemen, die ihr ja kritisch schon lange verpilgt seid! Aber ein anderer wieder, der könnte es möglicher Weise den Damen nicht abschlagen und könnte sich vielleicht hinter die schöne Magelone setzen, die noch ebenso reizend sein soll, als vor fünfshundert Jahren, und könnte ein paar Stündchen romantisch mittraben, ungefähr bis zum Brixner Kläusel, wo ihr der kühle philosophische Luftzug aus deutschen Landen herein schon wieder fortschrittlich machen und unserm großen Jahrhundert zurückgeben würde.

Es ist sonderbar — wenn man so auf dem Bock des Postwagens dahinfährt und die Luft durchschneidet, die grauen Schlösser an den Falden, die Wachtthürme auf den Höhen, die Dörfer im Thal betrachtet, die alten Geschichten wieder aufgehen läßt und all die romanischen Namen nachflüstert, die der Postillon im Vorbeirollen

nennt, so kommt einem alles so ezzelinoartig, so candellasalamäßig, ja so dantesk vor, daß wir eben nel mezzo del cammin di nostra vita dahinzustolpern glauben; aber wenn der Postillon plötzlich zu fluchen anfängt, oder die Kellnerin an der nächsten Schenke schallhaft grüßend ein Stehseidel herauflangt, oder wenn wir absteigen und in die wirthlichen Hallen treten, die von den romanischen Doppelsäulchen getragen werden — in diese Hallen, wo noch ganz die kühle Dämmerung des Mittelalters herrscht und da hören, wie die schlanken Zungen, die frischen Mädchen und die lustigen Grauköpfe am runden Tisch vom letzten oder vom nächsten Schützenauszug plaudern, in einer Mundart, die leicht zu den schönsten in Deutschland gehört, so kommt uns alles wieder so urgermanisch vor, daß wir's gern begreifen, warum die Leute gar nicht daran denken, es sei einmal anders gewesen oder es könnte einmal anders werden, oder warum sie einen auslachen würden, wenn er fragen sollte: ob sie sich noch erinnern, wie Se. Maj. der Kaiser Romulus Augustulus abgedankt, oder ob sie, wie Trappotti meint, sich nicht durch „die Bedürfnisse der Civilisation“ gezwungen fühlen, ihre Vereinigung mit dem neuen italienischen Reich zu begehren.

Es gab einmal eine Zeit, wo das Etzchland dem deutschen Volk ebenso lieb und theuer war, wie das Rheinland. Hier wie dort fabelhafte Königshäuser, berühmte Helden, wunderschöne Frauen, alte allgemein geglaubte Sagen, vielgesungene Lieder und allbekannte Dichtungen — hier wie dort ein üppiges, freudenreiches Weinland, nur die Landschaft an der Etzch viel schöner und viel großartiger, als dort zu Worms am Rhein. Wie nun die Menschen gern vergleichen und die Etzchländer selbst nicht fertig werden mit

der Frage, ob's in Bozen schöner sei oder in Meran, so hat auch das Mittelalter seine Bedenken gehabt und deren Lösung, wie ich meine, in einem Gedicht, dem „Rosengarten von Worms,“ versucht. Kriemhilde nämlich, die Königstochter am Rhein, hat einen Rosengarten, den zwölf Recken hüten. In ihrem Muthwillen sendet sie einen Boten nach Berne, um Herrn Dietrich einzuladen: er solle mit zwölf Helden herunter reiten nach Worms; jedem seiner Kämpen, welcher einen der ihrigen niederschlage, solle ein Kranz und ein Kuß beschieden sein. Herr Dietrich läßt sich nicht lange bitten, sondern reitet mit zwölf Recken gen Rheine. Im Rosengarten erhebt sich das Turnei. Elf Berner Helden haben schon elf rheinische niedergelegt und es ist von diesen nur noch Herr Siegfried von Niederland auf dem Plan. Da beginnt Herr Dietrich nach seiner Art Flammen zu hauchen, Herr Siegfried von Niederland trieft vor Hitze, fängt fast zu schmelzen an, weiß sich nicht mehr zu helfen und fällt der schönen Kriemhilde in den Schooß. Diese küßt nun auch als zwölften den Berner und bekränzt ihn feierlich mit Rosen, worauf er und seine Helden als Sieger nach Hause ziehen. Wenn dieses wunderliche Gedicht einen Sinn haben soll, so mag es leichtlich bedeuten, daß damals im Reiche der Poesie jenes südlliche Deutschland werther, glänzender, märchenhafter dastand, als die Gestade des Rheins — was die damalige Welt in ihrer Biederkeit nicht anders auszudrücken wußte, als daß die Berner alle Wormser niederschlugen.

Dieses ist nun allerdings etwas anders geworden. Man spricht in Deutschland, trotz Andreas Hofer und Joseph Speckbacher, nicht mehr viel von den Tirolern und sie

sind — das wird ihnen selber klar sein — dießseits der Alpen trotz der Mädchenküsse bei den Schützenfesten nicht mehr sehr beliebt. Ursache dessen ist weniger, daß sie dem Rheinweiniied bisher kein Etschweiniied und daß sie der rheinischen Lorelei keine ähnliche Jungfrau an die Seite zu setzen gewußt, als vielmehr — doch warum soll man ihnen öffentlich sagen, was sie selbst so gut wissen, wie wir? Gleichwohl hoffen wir, daß das Tiroler Volk bald wieder als der geliebte Benjamin unter den deutschen Völkern auferstehen werde. Wenn nicht alles täuscht, sind sie bereits an der Arbeit. Es deutet dahin auch der Eifer und die Herzhaftigkeit, mit der die tirolische Forschung neuerlich der guten alten Zeit zu Leibe geht, den drei Jahrhunderten namentlich, welche seit der Reformation vergangen sind und welche von lügenhaften Scribenten, wie z. B. dem bekannten Beda Weber, mit fabelhaften Paradiesesfarben geschildert werden. Diese Gelehrten betonen dabei immer und immer mit eckiger Salbung, daß so schöne Zeiten ohne Glaubenseinheit gar nicht zu erleben gewesen wären. Nun zeigt sich aber bei näherem Zusehen, daß diese vielbelobten Zeiten mit Grausamkeit, Rohheit, Lüderlichkeit und Unwissenheit ebenso reichlich ausgestattet waren, als wenn lauter Ketzer, Türken und Heiden in den rhätischen Alpen gefessen, so daß der sittliche Nutzen der Glaubenseinheit schon derowegen nicht mehr ganz feststeht*).

*) Sehr hübsche Aufschlüsse über das Tiroler Leben in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gibt ein eben erschienenes Schriftchen: Hippolyt Guarinoni. Ein kleiner Beitrag zur tirolischen Culturgeschichte von G. Obrist, stud. phil. Innsbruck, 1867.

Und so kommen die Tiroler nachgerade auch auf diesem Wege zur Anschauung, daß das, was ihnen abgeht, bei weitem mehr aus den Errungenschaften unserer Zeit, als aus den hornirten Köpfen ihrer glaubensfesten Ahnen abzuziehen sei.
